

keinen Bericht über die Aussprache, aus dem sich ersehen ließe, ob der Studienkreis das unwidersprochen hingenommen hat.

Band 6 „Politische Denaturierung von Theologie und Kult“ verrät in seinem Titel etwas von dem heftigen Streit um den Studienkreis; der Inhalt (Referate der Tagung vom 17. bis 18. 6. 1977 wieder in Mülheim, Ruhr) verrät nichts davon. K. Forster legt streng sachliche Ausführungen vor „Zur Interdependenz zwischen der theologischen und der soziologischen Sicht von Glaube und Kirche und zu den theologischen Auswirkungen solcher Interdependenzen“ (9–33); G. Schmidtchen referiert entsprechend als Soziologe über „Interdependenz zwischen der theologischen und der soziologischen Betrachtungsweise und ihre politischen Auswirkungen“ und legt Thesen dazu vor (34 bis 43). Der Dogmatiker L. Scheffczyk klärt die Frage nach „politischen Implikationen in der Christologie“ (44–62). Nur in dem Beitrag von H. Hanssler, „Politik statt Kult?“, weht ein leichter Hauch von Polemik. Dieses Bändchen bringt wieder wie Band 4 einen Diskussionsbericht (82–95).

Unvermeidlich sind die Beiträge der 24 Autoren (darunter Bossle viermal, Rauscher dreimal, Vekemans zweimal, Weber zweimal) nicht nur ungleichartig, sondern ungleichwertig. Wer das Ganze durchgelesen hat, kann nur tief bedauern, daß in den bewundernswerten Aufbruch der lateinamerikanischen Kirche so viel aus unserer Alten Welt importierte geistige Verwirrung eingeflossen ist. Da haben wir einiges wiedergutzumachen. Dazu etwas beizutragen ist die Aufgabe des Studienkreises, seiner Tagungen und dieser seiner Schriftenreihe.

Oswald von Nell-Breuning SJ

¹ Veröffentlichungen des Studienkreises „Kirche und Befreiung“, hrsg. v. Franz Hengsbach und Alfonso Lopez Trujillo. Aschaffenburg: Pattloch. Bd. 1: Kirche und Befreiung. 1975. 144 S. Kart. 11,80; Bd. 2: Kirche in Chile. 1976. 217 S. Kart. 22,-; Bd. 3: Utopie der Befreiung. 1976. 102 S. Kart. 14,80; Bd. 4: Irrwege des religiösen Sozialismus. 1976. 92 S. Kart. 12,80; Bd. 5: Christlicher Glaube und gesellschaftliche Praxis. 1978. 324 S. Kart. 34,-; Bd. 6: Politische Denaturierung von Theologie und Kult. 1978. 97 S. Kart. 16,80.

Vernunft ohne Ufer?

Friedrich Heers Kulturgeschichte in wissenschaftskritischer Absicht

Der Wiener Friedrich Heer, Jahrgang 1916, ist Historiker, Kulturkritiker, Essayist, Romancier und (seit 1961) Chefdramaturg des Burgtheaters. In den fünfziger Jahren galt er als aufgeklärter, nonkonformistischer Konservativer; seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil steht er im Ruf, ein linkskatholischer Spirituale zu sein. Doch Etikettierungen dieser Art sind bei Heer allemal irgendwie belanglos. Sie suggerieren Wendungen und Zäsuren, die es in seiner mehr als dreißigjährigen Publikations- und Lehrtätigkeit nie gegeben hat. Und sie erwecken den falschen Eindruck, als sei dieser fast schon beängstigend vielseitige Geist einem bestimmten politisch-ideologischen Quartier fest zuzuordnen.

Friedrich Heer ist ein überaus vielschichtiger, komplexer und faszinierender Autor:

universal gebildet; begabt mit einem Spürsinn für Entlegenes, Obskures und Verdrängtes; imstande, auch noch so entfernte Gebiete mittels assoziativer Girlanden zu verbinden; ein Meister des verblüffenden Zitats; ein Kenner auch der Gruselecken europäischer Geistesgeschichte; mit wahrhaft barocker Beredsamkeit seine rückwärts- wie vorwärtsgerichteten Visionen darlegend. Heer hat viele Gesichter. Behende vermag er in die verschiedensten Kostüme und Masken zu schlüpfen. Bisweilen erscheint er als wiedergekehrter, wiederaufgestandener Joseph Görres, dann wieder als ein Urenkel des Kardinals Nikolaus von Kues oder als erasmischer Geist. Aber er verschmäht es auch nicht, die Rolle eines römisch-katholischen Ernst Bloch oder eines schwarzen Leo Trotzki zu spielen. Dieser mit allen Ketzern,

Dissidenten und Vaganten sympathisierende Aufklärer ist zugleich hingerissen von der Welt des Archaischen, vom Reich der Mütter und Mythen, der Symbole und Archetypen. Heer wendet sich gegen alles Geschlossene, Starre, Statische und Monolithische; er will hart und unbeweglich gewordene Formen und Formeln aufschließen, verflüssigen, „liquidieren“ – im ursprünglichen Sinn des Wortes. So plädiert er auch in seinem neuen Buch¹ für „ein Aufschmelzen von tiefsten Schichten der leibseelischen Existenz“ und ihres geschichtlichen Erbes.

Hierin liegt auch der spezifische Charme dieses überaus produktiven Schriftstellers: in seinem Sinn für das Offene und Unabgeschlossene, die vieldeutigen, mysteriösen und vagen Aspekte der Geschichte, für die nur intuitiv, emotional, sympathetisch faßbaren Tiefenströmungen, auf denen die Schollen des Aktuellen treiben. Zum Charme gehört das Unbestimmte, eine gewisse Distanz zum Zweckhaften und direkt Intendierbaren, die Aura eines Überflusses ohne Warum. Und all dies zeichnet den Wiener Heer aus. Doch eben diese einnehmenden Züge sind oft wieder unangenehm irritierend, ja ärgerlich. Gelegentlich wirkt das, was Heer in verschwenderischer Fülle vorträgt, weniger als Gabe eines mit souveräner Großzügigkeit mitgeteilten Überflusses denn als bloß überflüssiger Ballast, als Hypertrophie unkontrollierter Einfälle, Erinnerungen und Assoziationen. So hinreißend der Historiker Heer bisweilen mit dem Zauberstab der Analogie zwischen scheinbar völlig getrennten Ebenen erhellende Bezüge herzustellen weiß, so manieriert wirkt auf die Dauer sein kaleidoskopisches Schwelgen in Metaphern, Parallelismen und Symbolen. Manchmal hat man geradezu den Eindruck manischer Ideenflucht, von geistesgeschichtlicher „écriture automatique“, so rasch wechselt Heer die Themen und Perspektiven; so schwierig ist es, auch bei angestrengter Lektüre einen roten Faden zu entdecken. Diese beim Leser ambivalente Gefühle weckende Denk- und Darstellungsweise zeichnet auch Heers letztes großes Buch „Das Wagnis der schöpferischen Vernunft“ aus¹. Es ist nicht leicht, unter dem Wust von oft sehr beliebigen

zusammengestellten Zitaten, Exzerpten und Kommentaren die Grundgedanken ausfindig zu machen.

Wenn ich Heer richtig verstehe, dann geht es ihm um eine geistesgeschichtlich fundierte Kritik der wissenschaftlichen Vernunft, um eine Erweiterung der Kulturgeschichte in wissenschaftskritischer Absicht. Er polemisiert gegen das neuzeitliche cartesianische Modell von Rationalität, das ihm zu wenig umfassend, allzu rigid, „männlich“, undialogisch und repressiv erscheint. Das zentrale dritte Kapitel hat die aufschlußreiche Überschrift „Vom Wahnsinn der reinen Vernunft und der reinen Wissenschaft“. Was Heer unermüdlich anpeilt, ist eine größere, weitere, vieldimensionale Vernunft, die die Schranken rationalistischer Engführung überwunden hat. Er kritisiert die rechnerisch-instrumentelle Vernunft im Namen einer „Vernunft ohne Ufer“, die die Denkformen, Einsichten und Erfahrungsgelände der Kunst, Dichtung und Religion in sich aufgenommen hat. Einbildungskraft, Phantasie, Intuition sollen ebenso rehabilitiert werden wie Sinnlichkeit, Ästhetik, Humor und brüderlicher Dialog im Geschäft der Wissenschaft einen legitimen Platz haben sollen.

Bildlich gesprochen: gegen die puristische Vernunft Calvins, Descartes' und Newtons appelliert Heer an die poetische Vernunft Herders, Goethes und der Romantiker, eine Vernunft, die sowohl rezeptiver, sinnfroher, wirklichkeitsandächtiger als auch imaginativer, perspektivenreicher und schöpferischer ist als die bisher vorherrschende Rationalität. In einem nicht eng konfessionell verstandenen Sinne könnte man sagen, daß der Österreicher Heer einer „katholischen“ Vernunft das Wort redet, die apperzeptionsbereiter, kosmosfreundlicher und seinsfrommer ist als die „protestantische“. Wäre er ein Mann des Fernen Ostens, so würde er vielleicht eine taoistische Wissenschaftslehre predigen, derzufolge Forschung und Poesie, Erkennen und Liebe, Empirie und Mystik sich nicht ausschließen. Mit seinem Plädoyer für einen neuen Vernunftbegriff und seiner Kritik des westlichen Rationalismus der Neuzeit befindet sich Heer in der Nachfolge von sonst so verschiedenarti-

gen Dichtern, Denkern und Kulturkritikern wie Giambattista Vico und Hamann, Goethe und Novalis, Heidegger und Klages, Rudolf Kassner und C. G. Jung, Horkheimer und A. H. Maslow.

Doch so sympathisch der Grundgedanke ist, so bedenklich ist die Art und Weise, in der Heer ihn vorzutragen beliebt. Es fehlt jede Methodik, jede Präzision und Anstrengung des Begriffs. Vieles ist anregend, geistreich, ja genialisch, doch an kaum einer Stelle verdichtet sich die Darstellung, die als essayistisch zu bezeichnen schon eine Übertreibung wäre, zu einer in sich zusammenhängenden Analyse. Dieser eminent belebte, stimulierende und einfallsreiche Autor ist der Fülle seiner Kenntnisse nicht gewachsen. Es mangelt ihm die Fähigkeit, den tropisch wuchernden Schatz seiner Gedanken und Geistesblitze auch nur einigermaßen zu ordnen, zu organisieren und zu gestalten. Heer verfügt zwar über das Wissen eines Universalgelehrten, doch als Bücherschreiber ist er eher ein Rhapsode oder hemmungsloser Plauderer denn ein sorgfältig vorgehender Lehrer. Man wird den Verdacht nicht los, daß seine Apologie der „schöpferischen Vernunft“ am Ende vielleicht doch in einen neuen Irrationalismus münden, einen Verzicht auf überprüfbare Erkenntnis und argumentatives Denken nahelegen könnte.

Es ist gut, daß er uns von zur zweiten Natur gewordenen wissenschaftsabergläubischen Vorurteilen befreien will und das Dogma in Frage stellt, unser herkömmlicher positivistischer Vernunftbegriff müsse für alle Zeiten genau der gleiche bleiben. Man kann sich sehr

gut eine Wissenschaft vorstellen, die das Axiom, daß Erkennen immer auch Machen bedeute, überwunden hat. Eine Wissenschaft also, deren kognitive Funktion nicht mehr unlösbar mit einer produktiven, gar industriellen, verbunden ist. Die sich bemüht, für das Wunder des Universums empfänglich zu machen, ja geradezu eine Schule kosmischer Demut sein könnte, ohne es zugleich auf Naturbeherrschung und Leistungsfähigkeit abzu-sehen. Doch nur mit Bangen denkt der Rezensent an die Möglichkeit einer Wissenschaft, die, im Sinn Friedrich Heers, sich ihrer bisherigen Selbstisolierung und Starre zugunsten einer alles mit allem vermischenden Elastizität entschlagen hat, in der schließlich nur noch disziplinos assoziiert, spekuliert und „integriert“ wird.

Mit diesem Vorbehalt versehen möchte ich Heers facettenreiches, von der Cheops-Pyramide bis zur Molekularbiologie schweifendes Buch (dem leider ein orientierendes Vorwort ebenso fehlt wie ein Personen- und Sachverzeichnis) zur Lektüre empfehlen. Auf es trifft das Wort des Thomas von Aquin zu, daß das Geringste an Erkenntnis, das einer über die erhabensten Dinge zu gewinnen vermag, ersehenswürdiger ist als das gewisseste Wissen von den belanglosen und niederen Dingen. Denn von erhabenen Dingen ist in Heers „Wagnis der schöpferischen Vernunft“ wahrlich die Rede! *Gerd-Klaus Kaltenbrunner*

¹ Friedrich Heer, Das Wagnis der schöpferischen Vernunft. Stuttgart: Kohlhammer 1979. 407 S. Lw. 39,80.

Gewalt und Gnade

Die Theologie Flannery O'Connors in ihren Briefen

der Moderne, die sich bewußt bemühen, die Nichtigkeit und Größe des Menschen im Licht des katholischen Dogmas zu ergründen. Doch da die Autorin jede unmittelbar moralisch oder religiös erbauende Thematik vermeidet, verkennen viele Kritiker immer noch den Gehalt ihrer Dichtung, deren Form und „Symbolik“ sie preisen (National Book

Award for Fiction, 1972). Ihre jüngst veröffentlichten Briefe¹ beheben alle Zweifel über das Grundanliegen der Dichterin. Thomas Merton hält „den Sündenfall und die Schande des Menschen“ für das Hauptthema ihrer Romane und Erzählungen. Auch ihre Korrespondenz wird von diesem Gesichtspunkt bestimmt. Er führt die Autorin aber